

YVONNE ZIMMERMANN

AUTOSOZIOBIOGRAPHIE –
ZU DEN GRENZEN EINES GATTUNGSBEGRIFFS

Abstracts

Der Aufsatz rekonstruiert die Herkunft des Begriffs ›Autosoziobiographie‹ und sichtet die aktuelle Forschung zu autosoziobiographisch gelesenen deutschsprachigen Texten. Als zentrale Textsortenmerkmale werden autobiographische Gebundenheit, der Klassenwechsel der Erzählfigur und die Anbindung an soziologische Wissensbestände ausgemacht. Eine kritische Diskussion dieser Merkmale macht deutlich, dass sie das Gattungsfeld unnötig verengen. Zugleich werden der Gattung Texte zugerechnet, die konträr zur Begriffsherkunft und diesen Merkmalen stehen. Der Aufsatz plädiert daher für eine Eingrenzung des Gattungsbegriffs auf autobiographisch gebundene Texte mit expliziter oder impliziter soziologischer Aussageintention.

The article reconstructs the origin of the term »autosociobiography« and analyses current research on autosociobiographically read texts written in German. It identifies the key characteristics of the genre as autobiographical ties, the narrator's change of class and the connection to sociological knowledge. A critical discussion of these characteristics reveals that they unnecessarily narrow the field of this genre. At the same time, texts are associated with the genre that are in fact contrary to the origin of the term and its characteristics. The article therefore argues in favour of limiting the genre to autobiographical texts with an explicit or implicit sociological intention.

Es ist bekannt, dass die Herkunft des Terminus ›Autosoziobiographie‹ auf Annie Ernaux zurückgeht. Im 2003 veröffentlichten schriftlichen Austausch mit dem französisch-mexikanischen Schriftsteller Frédéric-Yves Jeannet bezeichnete sie ihre vom Gesprächspartner zunächst als »récits autobiographiques« eingeordneten Werke als Reaktion darauf als »moins biographiques que auto-socio-biographiques«.¹ Zu diesem Zeitpunkt gab es noch keine Anzeichen dafür, dass sich dieser Terminus als Gattungsbezeichnung durchsetzen würde, auch weil noch andere mögliche Begriffe zur Disposition standen. So sagte sie etwa zur gleichen Zeit, dass Pierre Bourdieus »Idee der ›unpersönlichen Bekenntnisse‹ [...] ihr eigenes Schreiben am besten definiere«.² Und wenige Jahre später fin-

1 Annie Ernaux, *L'écriture comme un couteau*. Entretien avec Frédéric-Yves Jeannet, Paris 2003, S. 22 f. Sie bezieht sich an dieser Stelle explizit auf »*La place, Une femme, La honte* et en partie *L'événement*« (S. 23).

2 Sarah Carlotta Hechler, *Zwischen Autobiographie und Autosozioanalyse*. Zur Verbindung von Annie Ernaux' autosoziobiographischen Erzählungen mit Pierre Bourdieus

den wir auf dem Klappentext von Ernaux' *Les années* (2008) etwa die Erläuterung, es handle sich um »une forme nouvelle d'autobiographie, impersonnelle et collective«.³ Auch der als vermeintlicher Gattungsbegründer gefeierte Didier Eribon,⁴ der bereits in *Rückkehr nach Reims* (2009) vielfach auf Ernaux' Texte verweist, kennt oder übernimmt ihren Vorschlag nicht, bezeichnet sein eigenes Schreiben vielmehr in Anbindung an Bourdieu als »Autosozioanalyse«.⁵ Dass sich inzwischen der Gattungsbegriff Autosozioiobiographie durchgesetzt hat, geht auf die Perspektive einer soziologisch interessierten Philosophin zurück, nämlich auf Chantal Jaquet. In ihrem umfangreichen Essay zur Sozialfigur des *transclasse* erinnert sie 2014 an Ernaux' Variation des Autobiographie-Begriffs und verwendet ihn fortan als Genrebegriff für autobiographisch gebundene Aufstiegserzählungen, denen sie dann auch die Texte von Ernaux und Eribon zuordnet.⁶ Daneben, das sei hier schon angemerkt, stützt sie ihre Thesen zu den Funktionsweisen sozialer (Nicht-)Reproduktion und zum*r Klassenübergänger*in auch auf fiktionale Texte, denn »[d]ie Philosophie kann in der Tat der Literatur nicht entbehren, die ihr ein Feld von Erfahrungen und Hypothesen liefert, von deren Reichtum und deren Richtigkeit sie sich allzuoft keine klaren Vorstellungen macht«.⁷ In der deutschsprachigen Literaturwissenschaft verbrei-

Soziologie, in: Autosozioiobiographie. Poetik und Politik, hg. v. Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel, Berlin, Heidelberg 2022, S. 17–41, hier S. 17.

- 3 Vgl. den Klappentext von Annie Ernaux, *Les Années*, Paris 2008. Auf den Begriff der »kollektiven Autobiographie« bezieht sich auch später noch die Forschung, vgl. etwa Daniel Weidner, Chronik und kollektive Autobiographie. Schreibweisen der Gegenwart bei Alexander Kluge, Rainald Goetz und Annie Ernaux, in: Weimarer Beiträge 66 (2020), H. 4, S. 527–543.
- 4 Zur Erfolgsgeschichte von Eribon – und mit ihm Édouard Louis, Geoffroy de Lagasnerie und Annie Ernaux – im deutschen Sprachraum seit 2015 vgl. Gregor Schuhen, Erfolgsmodell Autosozioiobiographie? Didier Eribons literarische Erben in Deutschland (Daniela Dröscher und Christian Baron), in: Lendemanns: Études Comparées sur la France/Vergleichende Frankreichforschung 45 (2020), S. 51–63, S. 51 f.
- 5 Didier Eribon, Gesellschaft als Urteil. Klassen, Identitäten, Wege, aus d. Franz. v. Tobias Haberkorn, Berlin 2017, S. 20. Vgl. zu Bourdieus Nutzung des Begriffs Pierre Bourdieu, *Science de la science et réflexivité. Cours du Collège de France 2000–2001*, Paris 2001, S. 184. Philipp Lammers und Marcus Twellmann haben darauf aufmerksam gemacht, dass in Frankreich diverse Textsortenbeschreibungen wie »*récit de filiation* (filial narratives), *socioanalyses*, or *récit de transfuge* (class defector narratives)« zirkulieren, vgl. Philipp Lammers und Marcus Twellmann, Autosociobiography. A Travelling Form, in: *Comparative Critical Studies* 20 (2023), H. 1, S. 47–68, hier S. 48.
- 6 Chantal Jaquet, Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht, mit einem Nachwort v. Carlos Spoerhase, aus d. Franz. v. Horst Brühmann, Konstanz 2018, S. 26.
- 7 Chantal Jaquet, Zwischen den Klassen, S. 25.

tete sich der Begriff im Anschluss an Horst Brühmanns Übersetzung von Jaquets Essay 2018 sowie Carlos Spoerhases wiederholte Besprechung dessen. Er schrieb nicht nur das Nachwort zur Brühmann-Übersetzung, sondern explizierte ihren Ansatz auch in seinem gattungskonstituierenden Aufsatz *Politik der Form*, der etwa zeitgleich im *Merkur* erschien und in dem er den Begriff für autobiographische Aufstiegserzählungen übernimmt.⁸

Autosoziobiographien haben seither nicht nur in der deutschsprachigen Literaturlandschaft Konjunktur, sie sind auch ein beliebter Forschungsgegenstand der Literaturwissenschaft geworden. Das zeigt sich nicht zuletzt in der Häufung von Tagungen, Workshops und Sommerakademien, die sich bis dato der neuen Gattung widmen.⁹ Nach Spoerhases Aufsatz im *Merkur*, der sich der Natur der Sache nach noch auf französische und US-amerikanische Texte bezog,¹⁰ haben sich zahlreiche Literaturwissenschaftler*innen mit den deutschsprachigen Ausprägungen der Gattung befasst. Hervorzuheben sind zwei Publikationen: Während die Zeitschrift *Lendemains* in einem Themenband mit dem Titel *Transfuge, transfert, traduction: la réception de Didier Eribon dans les pays germanophones* 2020 den Fokus auf die reproduktive Aneignung deutschsprachiger Autor*innen lenkte, unternahm der von Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel herausgegebene Sammelband *Autosoziobiographie. Poetik und Politik* (2022)¹¹ den Versuch, die Gattung vor dem Hintergrund der inzwischen publizierten Texte als offen, breit und international zu beschreiben.

8 Carlos Spoerhase, *Politik der Form. Autosoziobiografie als Gesellschaftsanalyse*, in: *Merkur* 71 (2017), H. 818, S. 27–37, in dem Spoerhase auf vier Seiten Jaquets Essay rekapituliert.

9 Vom 24. bis 27. Juli 2022 richtete das Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt in Dortmund eine Sommerakademie zur Gattung aus, bei der sich die Leiterin des Instituts, Juditha Balint, sowie Lilla Balint, Eva Blome und Anja Lemke als Mentorinnen engagierten (Ausschreibung: <https://www.hsozkult.de/event/id/event-134285> (30.1.2025)); vom 23. bis 25. März 2023 fand an der FU Berlin der interdisziplinäre Workshop *Autosociobiography. Global Entanglements of a Literary Phenomenon* statt; vgl. den Tagungsbericht von Mrunmayee Sathye, *Autosoziobiographie als transkulturelle Form*, 2023, <https://literaturwissenschaft-berlin.de/autosozio-biographie-als-transkulturelle-form/> (30.1.2025); am 2. und 3. November 2023 organisierten Lydia Rammerstorfer, Fabienne Steeger, Haimo Stierner und Norbert Christian Wolf den Workshop *Autosoziobiographie und Bourdieu* in Wien (Ausschreibungstext: <https://www.hsozkult.de/event/id/event-133381> (30.1.2025)).

10 Er behandelt v. a. ausführlich J. D. Vances *Hillbilly Elegy* (2016), betont aber schon, dass man von einer internationalen Gattung sprechen muss.

11 Der Sammelband geht auf einen Workshop zurück, der im Oktober 2020 stattfand (<https://www.literature.uni-konstanz.de/germanistik/aktuelles/aesthetik-und-gesellschaft-annaeherung-an-die-autosozio-biographie/> (30.1.2025)).

Sichtet man die Forschung, wird deutlich, dass die Vorstellungen von dem, was eine Auto-soziobiographie ausmacht, stark variieren, die Gattungsgrenzen schwer abzustecken sind. Je nachdem, welche Gattungskriterien als paradigmatisch betrachtet werden, verändert sich die Perspektive auf das Korpus. Versteht man eine Auto-soziobiographie wie Ernaux als autobiographischen Text, der auf soziologische oder kollektive Aussagen zielt, lässt sich der Begriff problemlos auch auf ältere Texte applizieren.¹² Marcus Twellmann untersucht etwa die autobiographische Schrift von 1868/69 des aus einem bäuerlichen Milieu stammenden Schriftstellers Franz Michael Felders auf ihren auto-soziobiographischen Gehalt.¹³ Setzt man wie Jaquet Klassenwechsel ins Zentrum des Interesses, versteht man die Gattung mit Eva Blome vielleicht eher als »ein hybride[s] literarische[s] Genre[], in dem sich Bildungsgeschichten mit soziologischen Gegenwartsdiagnosen verknüpfen«.¹⁴ In diesem Sinne wurde bereits mehrfach Karin Strucks inzwischen als Autofiktion eingeordneter Debütroman *Klassenliebe* (1973) einer auto-soziobiographischen Relektüre unterzogen.¹⁵

Blickt man stärker auf die Entwicklungen des deutschsprachigen Literaturmarkts der letzten Jahre, lässt sich mit Christina Ernst von einem »Eribon-Genre«¹⁶ sprechen, auch wenn die Texte formal nicht nur an Eribon anschließen. Gemeint sind autobiographisch gebundene oder autofiktionale Texte, »die Arbeiter*innenklassenherkunft als autobiographische Erzählung mit Blick auf die sozialen Gegebenheiten verhandeln und sich dieser Herkunft in einer retrospektiven, schreibenden »Rückkehr« – wobei die Rückkehr zumeist auch Plot der Erzählung ist – (wieder)annähert.«¹⁷ Dank der zahlreichen Übersetzungen des Suhrkamp-Verlags wird seit 2017 auch den Texten Édouard Louis' oder Er-

12 Vgl. Philipp Lammers und Markus Twellmann, *Autosociobiography*, S. 47–68. Die internationale Perspektive, die die beiden einnehmen, will und kann ich in diesem Aufsatz nicht leisten.

13 Marcus Twellmann, Franz Michael Felder: *Aus meinem Leben*. Autofiktion, Auto-soziobiografie, Autoethnografie, in: *IASL* 47 (2022), H. 2, S. 480–514.

14 Eva Blome, *Ungleiche Verhältnisse*. Bildungsgeschichten als literarische Soziologie, Göttingen 2025, S. 14.

15 Eva Blome, *Formlos*. Zur Gegenwart sozialer Desintegration in Karin Strucks *Klassenliebe* (1973), in: *Autobiographie. Poetik und Politik*, hg. v. ders., Philipp Lammers und Sarah Seidel, Berlin 2022, S. 211–233; Christoph Schaub, *Auto-soziobiographisches und autofiktionales Schreiben über Klasse* in Didier Eribons *Retour à Reims*, Daniela Dröschers *Zeige deine Klasse* und Karin Strucks *Klassenliebe*, in: *Lendemain: Études Comparées sur la France/Vergleichende Frankreichforschung* 45 (2020), S. 64–76; Eva Blome, *Ungleiche Verhältnisse*, S. 287–315.

16 Christina Ernst, »Arbeiterkinderliteratur« nach Eribon. Auto-soziobiographie in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, in: *Lendemain: Études Comparées sur la France/Vergleichende Frankreichforschung* 45 (2020), S. 77–91.

17 Christina Ernst, »Arbeiterkinderliteratur« nach Eribon, S. 79.

naux' eine »Katalysatorfunktion«¹⁸ für den deutschsprachigen Literaturmarkt zugeschrieben. Mit Titeln wie *Zeige deine Klasse* (2018), *Ein Mann seiner Klasse* (2020) und *Klassenbeste* (2022), die sichtbar den aufkommenden Klassendiskurs im deutschsprachigen Raum betonen, setzen soziologisch informierte Autor*innen wie Daniela Dröschner, Christian Baron und Marlen Hobrack in autobiographischen Berichten ihren Klassenwechsel in den Fokus. Inzwischen sind zahlreiche Texte erschienen, die autobiographisch gebunden, autofiktional spielerisch oder fiktional, mit Gattungsbezeichnung ›Roman‹ oder ohne, rein erzählend oder gar in Form einer Graphic Novel an die Gattungserwartungen anknüpfen, von Herkunft aus den ›unteren‹ sozialen Klassen berichten, erschwerte oder (teils) verwehrte Bildungsaufstiege thematisieren und soziologisch informiert sowie mit engagierter Absicht vom Leben von Armutsbetroffenen und sozial ›Abgehängten‹ berichten oder auch Klassenaufstiege als transgenerationelles Thema verstehen und aus der zweiten Generation von Aufsteigerfamilien berichten. Sie alle schwimmen im Fahrwasser des konjunkturellen Trends um Autosoziobiographien und werden teils als solche bezeichnet. Handelt es sich aber um Texte einer ›Gattung‹?

Wenn Julika Griem 2022 schreibt, »dass autosoziobiographisches Schreiben bereits jetzt ein wesentlich vielfältigeres Phänomen darstellt[,] als eine punktuell verengende Rezeption es suggeriert«, und wir »mit einem wachsenden und schwer zu definierenden Korpus« umzugehen hätten,¹⁹ dann stellt sich zunehmend die Frage, welche Kriterien wir als gattungskonstitutiv annehmen sollten. Wie viel haben die Texte noch mit autobiographischen Zugängen zu tun? Muss in einer Autosoziobiographie ein erfolgreicher Klassenwechsel vorliegen? In den Gattungsdefinitionen werden drei Kriterien immer wieder genannt: die autobiographische Gebundenheit, die rückbesinnende Herkunfts- bzw. Aufstiegserzählung und die explizite oder implizite Anbindung an soziologische Theorien.²⁰ Der vorliegende Text will diese Kriterien auf den Prüfstand stellen und diskutieren, wie gut sich der Begriff Autosoziobiographie für die darunter subsumierten Texte eignet.

18 Gregor Schuhen, Erfolgsmodell Autosoziobiographie?, S. 53.

19 Julika Griem, Klassenziel Einzelwertung? Zum kollektiven Spielraum autosoziobiographischen Schreibens in *Aufprall* und den *Ferrante Letters*, in: Autosoziobiographie. Poetik und Politik, hg. v. Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel, Berlin, Heidelberg 2022, S. 143–165, S. 143.

20 Auf das Thema des Generationenkonflikts, das Eva Blome in ihrem ersten Aufsatz als bedeutsames Thema hervorhebt, gehe ich hier nicht ein, weil es in der weiteren Forschung nicht als zentrales Gattungskriterium besprochen wurde. Vgl. Eva Blome, Rückkehr zur Herkunft. Autosozio biografien erzählen von der Klassengesellschaft, in: DVjs 94 (2020), S. 541–571, hier S. 549–552.

Autobiographische Gebundenheit

Obgleich sie gerade dem autobiographischen Schreiben ein hohes literarisches Potential zuschreibt, wollte bereits Annie Ernaux ihre Texte nicht mit einer Lektürepraxis verbunden wissen, die dem Autobiographischen grundsätzlich inneohnt: den oder die Protagonist*in als zentrales Sujet zu verstehen. Vielmehr geht es ihr wie Pierre Bourdieu, dessen *Ein soziologischer Selbstversuch* (2002) Franz Schultheis im Nachwort als »Anti-Autobiographie«²¹ bezeichnet und der ja selbst von »Autosozioanalyse« spricht, darum, das Ich als »objektivierende« und »distanzierte« Beobachterin von gesellschaftlichen Strukturen in Stellung zu bringen.²² Mit der Betonung des Analytischen in Bourdieus Terminus wird verdeutlicht, dass die Autor*innen in den Erzählungen einen »Anspruch auf Gesellschaftsanalyse«²³ erheben. Hier wird weniger ein autobiographischer als ein soziokultureller oder gar sozialpolitischer Pakt zwischen Autor*in und Leser*in angesprochen: Was in den Texten präsentiert und kritisiert wird, soll dem aktuellen Stand der sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse oder wenigstens den als wahr empfundenen Gegebenheiten der Gesellschaft entsprechen. Die Texte stehen von Beginn an also in einer gewissen Spannung zwischen exemplarischer Ich-Erzählung und klassenanalytischem Aufklärungsnarrativ. In Bezug auf ihren ersten Text dieser Art, *La place* (1983), schreibt Ernaux: »[D]e ne pas trahir«, sei es notwendig gewesen, »de reconstituer la réalité de cette vie des faits précis, à travers les paroles entendues«.²⁴ Damit wird autobiographische Zeugen-schaft im Sinne eines Wahrheitsversprechens zu einem zentralen Motiv einer Literatur, die ein soziales Feld bearbeitet, das literarisch zuvor nur selten bearbeitet

21 Franz Schultheis, Nachwort, in: Pierre Bourdieu, *Ein soziologischer Selbstversuch*, aus d. Franz. v. Stephan Egger, 1. Aufl. 2002, Frankfurt a. M. 2019, S. 133–151, hier S. 151.

22 Ernaux etwa schreibt: »La seule écriture que je sentais juste: était celle d'une distance objectivante, sans affects exprimés, sans aucune complicité avec le lecteur cultivé.« Ernaux, *L'écriture comme un couteau*, S. 34. Zur »teilnehmenden Objektivierung« bei Bourdieu vgl. Heribert Tommek, *Rückkehr zur Klasse. Soziologisierte Gegenwartsliteratur in Frankreich und Deutschland* (Eribon, Ernaux, Ohde und Baron), in: »Die drei Kulturen« reloaded. Neue Perspektiven auf einen Klassiker der Literatursoziologie, hg. v. Christine Magerski und Christian Steuerwald, Wiesbaden 2024, S. 105–122, hier S. 107. Zur Spannung zwischen Objektivitätsbestreben und singulärer Erzählung vgl. auch Carolin Amlinger, *Literatur als Soziologie. Autofiktion, soziale Tatsachen und soziologische Erkenntnis*, in: *Autosozio-biographie. Poetik und Politik*, hg. v. Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel, Berlin, Heidelberg 2022, S. 43–65, S. 45 f.

23 Eva Blome, *Rückkehr zur Herkunft*, S. 548.

24 Annie Ernaux, *L'écriture comme un couteau*, S. 33 f. [Hervorhebung im Original]

wurde.²⁵ Die Literaturwissenschaft kennt solche Phänomene etwa aus der frühen Literatur von Arbeitsmigrant*innen in der Bundesrepublik Deutschland, die von ihren Hauptakteuren anfänglich noch als »Literatur der Betroffenheit«²⁶ bezeichnet wurde. Auch die deutschsprachige Arbeiter*innenliteratur setzt, sofern Arbeiter*innen selbst schreiben, mit autobiographischem Schreiben ein.²⁷

David Prinz hat jüngst das autosoziobiographische Schreiben als Form einer »ethischen Praxis«²⁸ bestimmt, die in Anlehnung »an die Denk- und Schreibtradition Michel Foucaults«²⁹ die *parrhesia*, das »Wahrsprechen«, als zentrales *movens* der »autobiographischen Selbstanalyse«³⁰ annimmt. In seinen Ausführungen verweist er darauf, dass sich Ernaux und Eribon mehrfach von fiktionalem Schreiben abgegrenzt haben und ihre Texte auch nicht als Autofiktion verstanden wissen wollten.³¹ Für sie hat das Sezieren des eigenen Ichs eine zentrale Funktion: Die dadurch erreichte Authentizität dient dem engagiert geschriebenen Text, die gesellschaftliche Relevanz der zunächst unbedeutenden individuellen Erzählung zu untermauern, das Individuelle damit als kollektives Phänomen zu beschreiben. Im Diskursraum, in dem diese Texte entstanden, scheint dies plausibel zu sein. Zu fragen wäre allerdings, ob und wie sich in einem sich verändernden Diskurs über abgehängte Klassen und ungleiche Bildungschancen diese Grenzen verschoben haben. So hat bereits Christina Ernst 2020 überzeugend vorgebracht, dass die deutschsprachigen Ausprägungen nur mit einem sehr weiten Begriff von Autofiktion ins Gattungsspektrum eingeordnet werden können:

- 25 Vgl. hierzu auch Raffael Hiden, Gesellschaftszeugen. Autofiktionale Formexperimente der Gegenwart, in: undercurrents. Forum für linke Literaturwissenschaft 16 (2021), S. 23–26.
- 26 Vgl. den programmatischen Aufsatz von Franco Biondi, Rafik Schami (unter Mitarbeit von Jusuf Naoum und Suleman Taufiq), Literatur der Betroffenheit. Bemerkungen zur Gastarbeiterliteratur, in: Zu Hause in der Fremde. Ein bundesdeutsches Ausländer-Lesebuch, hg. v. Christian Schaffernicht, Fischerhude 1981, S. 124–136, von dem sich die Autoren wenige Jahre später wieder distanziert haben. Die Literatur von Arbeitsmigrant*innen der 1970er und 1980er Jahre ist geprägt von kürzeren und längeren autobiographischen Erzählungen.
- 27 Vgl. hierzu Beke Sinjen, Prosa der Verhältnisse. Die Entdeckung der Erzählliteratur durch die Arbeiterbewegung (1863–1906), Essen 2015, S. 243–337.
- 28 David Prinz, Ein epistemologischer Selbstversuch. Konturen einer Praxeologie der Autosoziobiographie, in: Doing genre. Praxeologische Perspektiven auf Gattungen und Gattungsdynamiken, hg. v. Angela Gencarelli, Berlin, Boston 2024, S. 45–67, S. 46.
- 29 David Prinz, Ein epistemologischer Selbstversuch, S. 50.
- 30 Ebd., S. 47.
- 31 Ebd., S. 49 f.

Ob die Texte als ›autobiographisch‹ im engeren Sinne, also als faktuale Wirklichkeitsdarstellung gesetzt sind oder ob sie vielmehr auf Fiktionalisierungsstrategien zurückgreifen, ist dabei zweitrangig. Mit dem Selbstverständnis der (französischsprachigen) Autosoziobiographie teilt die Autofiktion ihre Abwehrhaltung zur Autobiographie als etabliertem Genre (cf. Haas 2019). Hier soll nicht die Authentizität eines personalen Autor*innen-Ichs konstruiert, sondern soziale Wirklichkeit dargestellt werden.³²

Die Aufweichung des Autobiographischen hängt demnach wesentlich mit der Gattungsentwicklung zusammen. Wenn die Texte französischer Autor*innen in Deutschland als bekannte Prätexte vorausgesetzt werden, können sich die ihnen nachfolgenden deutschsprachigen Autor*innen in unterschiedlicher Weise vom Muster entfernen. Wir haben es daher mit einem, teils auch diachron verlaufenden, Spannungsgeflecht des Autobiographischen zu tun, das am einen Pol die Exemplarität der eigenen Lebensgeschichte notwendigerweise argumentativ einsetzt, am anderen Pol das fiktionale Spiel mit autobiographischer Gebundenheit beziehungsweise der vagen Vorstellung von Autofiktion lediglich noch als Alibi-Funktion nutzt, um an die Textsorte Autosoziobiographie anzuschließen. In Christian Barons Schreiben finden wir eine Bewegung vom einen Pol zum anderen. Von einer journalistischen und wissenschaftlichen Beschäftigung mit klassistischen Gesellschaftsstrukturen kommend, beginnt er durch Eribon-, später auch Ernaux- und Louis-Lektüren, autosoziobiographisch zu schreiben und seine eigenen Lebenserfahrungen auszuwerten.³³ Seine erste Autosoziobiographie *Proleten, Pöbel, Parasiten* (2016) steht noch ganz im Zeichen von Eribon, *Zeige deine Klasse* (2020) weist bereits eine Fiktionalisierung auf, die auch als Ernaux-Stil beschrieben wurde.³⁴ Sein letzter Roman *Schön ist die Nacht* (2022) berichtet vom Leben der Großväter und nutzt damit zwar auch noch die Familiengeschichte, kann aber im eigentlichen Sinn nicht mehr dem Autobiographischen zugeschrieben werden.

Blickt man auf die Grenze des Faktualen zum Fiktionalen, finden sich autofiktionale Verwirrspiele der Autor*innen oder Verlage, die arglose Umdeutungen von Rezipient*innen hervorrufen. Deniz Ohde etwa erzeugt in ihrem Debütroman *Streulicht* (2020) geradezu Leerstellen, die Leser*innen dazu verfüh-

32 Christina Ernst, »Arbeiterkinderliteratur« nach Eribon, S. 78. Im Text verweist sie auf Claude Haas, Vom Untergang der Autobiographie im Strudel der Autofiktion. Oder: Realität heute, in: Texte zur Kunst 115 (2019), S. 79–91.

33 Vgl. Yvonne Zimmermann, »Das ›Ich‹ [...] als plastisches Beispiel«. Christian Barons Formen autosoziobiographischen Schreibens, in: Weimarer Beiträge 70 (2024), H. 3, S. 421–438.

34 Gregor Schuhen, Erfolgsmodell Autosoziobiographie?, S. 53.

ren, den Text autobiographisch zu deuten. Dies betrifft den Namen und den industriellen Herkunftsort, die mit Anspielungen und Umschreibungen auf Deniz (Ohde) und Höchst übertragen werden können.³⁵ Auch die migrantische Herkunft der Hauptfigur scheint mit der der Autorin zu korrelieren, auch wenn im echten Leben der Vater, nicht die Mutter der Autorin aus der Türkei kommt. Solche innertextuellen Hinweise verbürgen ebenso wie fürs Fernsehen inszenierte Spaziergänge der Autorin durch ihren Herkunftsort³⁶ eine autobiographische Grundierung des Erzählten, die einige Leser*innen gerne übernehmen.³⁷ Da der Roman darüber hinaus viele Merkmale autofiktionaler autosozio-biographischer Texte aufgreift, wird er auch von einigen Literaturwissenschaftler*innen problemlos der Gattung zugeordnet.³⁸ Andere, wie Philipp Böttcher, erkennen zwar die autosozio-biographische Architextualität an, verwehren aber gerade wegen der fehlenden autobiographischen Ausprägung die Zuordnung zu dieser Gattung. Er liest den Text deshalb als »genrekritische[n] wie -reflexive[n] ›Bildungsroman«³⁹ beziehungsweise »postmigrantische[n] Ungleichheitsroman, der sich in das Erzählmuster der ›Klassenreise‹ fügt«,⁴⁰ und bringt damit interessante Hinweise auf andere Gattungsformen in die Diskussion ein. Liest man die gängigen Autosozio-biographien nämlich unter der Folie des Bildungsromans, zeigt sich nicht nur, dass sie sich von diesem durch ihre nachträglich re-

35 In Bezug auf den Namen liest man im Text etwa: »Sie [die Mutter] buchstabierte mir nur meinen Namen, der außerhalb der Wohnung einen anderen Klang hatte als drinnen, den sie draußen mit langem I aussprach [...]«, womit sie – nimmt man den Autornamen Deniz – eine in Deutschland verbreitete französische Aussprache (Denise) andeutet. Deniz Ohde, *Streulicht*, Berlin 2020, S. 35. Zu den Beschreibungen des Herkunftsorts der Protagonistin vgl. Philipp Böttcher, *Ewig Peripherie? Raumdarstellung, Postmigrationserfahrungen und Gesellschaftsdiagnose in Deniz Ohdes Streulicht*, in: IASL 48 (2023), H. 2, S. 481–506, S. 483 f.

36 Vgl. Deutsche Welle, *Deutscher Buchpreis 2020. Shortlist-Portrait Deniz Ohde*, 6.10.2020, <https://www.youtube.com/watch?v=EVVZTQkQVA8> (30.1.2025).

37 Ein besonders schöner Fall etwa ist die Buchvorstellung des Romans der Evangelischen Kirchengemeinde Liederbach, wo die Rezensentin den Text ohne jeglichen Zweifel autobiographisch liest und mit dieser Annahme Umdeutungen vornimmt, <https://www.youtube.com/watch?v=krIkQlMD-Ws> (30.1.2025). Aber auch Ingo Eisenbeiß spricht im Deutschlandfunk von einer »offenbar autobiografische[n] Erzählerin«, Ingo Eisenbeiß, Deniz Ohde: *Streulicht*. Langer Weg ins Licht, in: Deutschlandfunk, 18.8.2020, <https://www.deutschlandfunk.de/deniz-ohde-streulicht-langer-weg-ins-licht-100.html> (30.1.2025).

38 Vgl. etwa Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel, *Zur Poetik und Politik der Autosozio-biographie. Eine Einführung*, in: Autosozio-biographie. Poetik und Politik, hg. v. dens., Berlin, Heidelberg 2022, S. 1–13, S. 4; Carolin Amlinger, *Literatur als Soziologie*, S. 56; Gregor Schuhen, *Erfolgsmodell Autosozio-biographie?*, S. 53.

39 Philipp Böttcher, *Ewig Peripherie?*, S. 482.

40 Ebd., S. 483.

konstruierte Erzählung des Bildungswegs abgrenzen,⁴¹ die narrativen Akzente liegen geradezu dem Gattungsmuster Bildungsroman widersprechend im Nachzeichnen des Scheiterns, des Nicht-Ankommens, des Infrage-Stellens des Bildungsversprechens.

Gänzlich den autobiographischen Bezug gibt dann Bov Bjergs Roman *Serpentinen* (2020) auf.⁴² Hier ergibt sich der intendierte Bezug zum autosozio-biographischen Genre durch eine intertextuelle Anknüpfung an Eribon,⁴³ das Motiv des Bildungsaufstiegs, die Rückkehr der Erzählfigur an den Herkunftsort sowie die Kritik an den Gesellschaftsstrukturen. Bjergs und Ohdes Romane sind für Blome, Lammers und Seidel Ausgangspunkt dafür, sich von der autobiographischen Gebundenheit der Texte als notwendiges Merkmal autosozio-biographischen Schreibens zu distanzieren und für eine

erweiternde Lesart [zu plädieren]. Es kommen nicht nur Texte in Betracht, die den autobiographischen Pakt erfüllen; vielmehr sind auch explizit fiktionale Texte miteinzubeziehen, die sich der Thematik und den zentralen Motiven des autosozio-biographischen Schreibens widmen – auch, um die Strategien der Texte, die einen autobiographischen Pakt erfüllen, überhaupt von denjenigen der Romane und übrigen Fiktionen abgrenzen zu können.⁴⁴

Es ist sicher sinnvoll, die genannten Texte in einer direkten Verbindung zu Eribon und seinen französischen Mitstreiter*innen zu sehen. Autor*innen des ›Eribon-Genres‹ haben ebenso wie die Literaturwissenschaft diese Prototypen vor Augen und simulieren deshalb auch eine autobiographische Lesart, indem sie sich einer autodiegetischen Erzählstimme bedienen, die Leser*innen und Rezensent*innen zu einer Einwilligung in den ›autobiographischen Pakt‹ verleitet. Fraglich ist allerdings, ob der Begriff Autosozio-biographie dann noch der richtige sein kann.⁴⁵ Möglicherweise ließe sich hier besser von Aufstiegsliteratur

41 Vgl. hierzu Eva Blome, Rückkehr zur Herkunft, S. 550.

42 Die einzigen Bezüge, die sich finden ließen, wäre die identische Herkunft von Autor und Hauptfigur (Schwäbische Alb) und ihr sozialer Aufstieg (hier zum Schriftsteller, dort aber zum Soziologieprofessor).

43 Vgl. hierzu Christina Ernst, »Arbeiterkinderliteratur« nach Eribon, S. 77.

44 Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel, Zur Poetik und Politik der Auto-soziobiographie, S. 5.

45 Deshalb ist leider auch eine Unterteilung der Gattung in faktuale Texte (im Sinne von Sachbüchern), literarisierte autobiographische Formen und fiktionale Autosozio-biographien, wie ich sie kürzlich vorgeschlagen habe, nicht sinnvoll, vgl. Yvonne Zimmermann, Diskriminierung und Klassismus erzählen. Am Beispiel von Deniz Ohde, *Streulicht* (2020), in: Text trifft Theorie. Literaturwissenschaftliche Methodenkompetenz in der Praxis, hg. v. Andrea Albrecht, Franziska Bomski und Yongqiang Liu, Berlin, Boston 2024, S. 157–181, hier S. 166–168.

sprechen, die hypertextuell oder architextuell an die Gattung anschließt.⁴⁶ Dann wäre letztlich von zwei Ausprägungen zu sprechen: einer autobiographisch gebundenen oder autofiktional gestalteten Autosoziobiographie und einer Klassen- oder Aufstiegsliteratur, die die Erzählmuster der Autosoziobiographie nutzt und nebenbei die kollektiven Herausforderungen der ›unteren‹ Klasse offenlegt.

Aufstiegsnarrative und Klassenwechsel

Bei Autosoziobiographien wird, so die gängige Meinung, vom Bildungsaufstieg erzählt, indem die Erzähler*innen retrospektiv ihren erfolgten Klassenwechsel nachvollziehen.⁴⁷ Das ist in den Erzählmustern der französischen Vorbilder angelegt, wo die Erzählenden entweder wie Eribon tatsächlich an ihren Herkunftsort zurückkehren und dort Recherchearbeiten zu den familiären und sozialen Beziehungen ihrer Kindheit betreiben, oder sich wie Louis lediglich reflexiv rückblickend mit der Verortung ihrer Kindheit in einer ›unteren‹ sozialen Klasse befassen. Das Aufstiegsnarrativ finden wir auch in den theoretischen Überlegungen Chantal Jaquets, der es prinzipiell um die Sozialfigur des *trans-classe* geht. Ihre faktualen und fiktionalen literarischen Beispiele haben deshalb notwendigerweise alle mit Klassenübergänger*innen zu tun. Dass der Klassenwechsel aber sogar erzähllogisch relevant sei, findet sich bei Eribon. Die »Demarkationslinie [der Arbeiter*innenklasse, YZ] [zu] überschreiten und von einem Lager ins andere [zu] wechseln«,⁴⁸ ist für ihn Bedingung des autobiographisch-soziologischen Erkenntnisprozesses. Zumindest im Erzählrahmen des Autobiographischen könne jemand nur dann objektiv über die ›unteren‹ Klassen schreiben, wenn er selbst dieser entkommen sei. Während die meisten Auf-

46 Ich beziehe mich hier auf die Genette'schen Unterkategorien von Transtextualität, die er in seinem bekannten Buch *Palimpseste* ausgeführt hat, vgl. Gérard Genette, *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Frankfurt a. M. 1993.

47 Dies wird von Spoerhase mit Bezug auf Jaquets Gattungsvorstellung bereits so angenommen, vgl. Spoerhase, *Politik der Form*, S. 35–37; und von Blome, Lammers und Seidel explizit fortgesetzt, vgl. Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel, *Zur Poetik und Politik der Autosoziobiographie*, S. 5; vgl. auch Eva Blome, *Formlos*, S. 211 f., die an dieser Stelle darauf aufmerksam macht, dass viele Bildungsaufsteiger*innen sich dennoch als »zwischen den Klassen« bezeichnen würden. Dieses durchaus berechtigte Gefühl, dem sich die für Klassenaufsteiger*innen so typischen Dispositionen wie Imposter-Syndrom und gespaltener Habitus beordnen, sollte allerdings nicht mit dem formal tatsächlich erfolgten Aufstieg vermenget werden.

48 Didier Eribon, *Rückkehr nach Reims*, aus d. Franz. v. Tobias Haberkorn, Berlin 2016, S. 45.

stiegs-erzählungen vor ihm allerdings dem meritokratischen System huldigten und vom eigenen Erfolg berichteten, schließt er an, wolle er seine »eigene Exterritorialität als Schreibender« anders als diese nicht dafür nutzen, die »soziale Illegitimität der Betroffenen« auszustellen.⁴⁹

In seiner Folge markieren Autosozio-biograph*innen deshalb ihren sozialen Aufstieg als zufällige und von glücklichen Fügungen markierte Ausnahme der Regeln sozialer Reproduktion. Für sie sind »Vorbilder und Paten in der Familie (also Eltern, Geschwister, Großeltern), sowie Vorbilder und Mentoren in der Schule (also Lehrer, Mitschüler, Eltern von Mitschülern)«⁵⁰ das Vehikel, die den unwahrscheinlichen Weg zum Abitur und Studium ermöglichen und die eigentlich dominanten strukturellen Diskriminierungssituationen aushebeln. Parallel-erzählungen von verhinderten Bildungsaufstiegen der Eltern und Geschwister dienen in den Texten nicht selten dazu, den Normalfall der Mechanismen der sozialen Reproduktion zu beleuchten. Nicht zuletzt hierin wird das figurale Paradox des autobiographisch und autofiktional schreibenden Klassenflüchtlings im »Eribon-Genre« sichtbar: Sie erzählen Aufstiegsgeschichten, wollen oder dürfen aber gleichzeitig die Arbeiterklasse nicht verraten; sie sind sich ihrer Prominenz bewusst und brauchen sie auch, um den »unteren« Klassen eine Stimme zu geben, fühlen sich aber doch der Arbeiterklasse zugehörig. Wie schreibt man eine Aufstiegsgeschichte, die keine sein will? Stellt man diesen Zwiespalt literatursoziologisch in Rechnung, kann Eribons Annahme des für die soziologische Reflexion notwendigen Klassenwechsels auch als Rechtfertigungsversuch für die eigene Schreibposition verstanden werden, und wäre zugleich als überhebliche Geste deutbar.

Deshalb ist hier noch einmal zu fragen, ob es wirklich das Narrativ eines erfolgreichen Klassenwechsels bedarf, »pour retrouver, dévoiler«, in Ernaux' Worten, »des mécanismes ou des phénomènes plus généraux, collectifs«.⁵¹ Und zugleich müsste gegen Ernaux gefragt werden, welche Relevanz es hat, dies in Abhängigkeit zur autobiographischen Gebundenheit der Erzählfigur zu stellen? Mit *Marzahn, mon amour* (2019) und *Schäpfchen im Trockenen* (2018) liegen

49 Didier Eribon, Rückkehr nach Reims, S. 90.

50 Carlos Spoerhase, Politik der Form, S. 29. Annie Ernaux' Leben, das von Jaquet als »Prototyp[] jenes Universell-Singulären [beschrieben wird], das die Literatur anregt und das Anregungen vermittelt, an denen die Philosophie höchstes Interesse haben muss« (Chantal Jaquet: Zwischen den Klassen, S. 44), liefert ein Beispiel für Personen, die keine Vorbilder im Familienkreis haben. Solche Personen seien wesentlich von Vorbildfiguren im Schulsystem abhängig, die eine »Form von Alterität« (ebd., S. 52) bieten könnten.

51 Annie Ernaux, L'écriture comme un couteau, S. 42.

mindestens zwei Romane vor, die an den Klassendiskurs und autosozio-biographisches Schreiben anknüpfen, ihre Erzählfiguren aber im Künstler*innenprekariat verorten. Katja Oskamp wählt in *Marzahn, mon amour* eine autofiktional zu erkennende Fußpflegerin Oskamp, die einst am Theater und mit Literatur ihr Geld verdiente, dann aber – die genauen Gründe werden verschleiert – eine Ausbildung zur Fußpflegerin macht, die von ihrem Umfeld als »fulminanter [sozialer, YZ] Absturz«⁵² eingestuft, von ihr selber aber als sinnstiftend erlebt wird. Im Text berichtet die Erzählfigur vom Kontakt zu Menschen des abgehängten Berliner Stadtteils Marzahn, deren ebenso autobiographisch verbürgten, aber fiktional verschleierte Biographien zum Teil nacherzählt werden. Was im Plauderton daherkommt, ist in Wirklichkeit eine autofiktional erzählte Sozialstudie über von Armut betroffene Menschen.⁵³ Soweit erkennbar wurde der Text bisher nicht dem autosozio-biographischen Schreiben zugeordnet, entweder weil er das Klassenwechsellmotiv nicht weit genug ausführt oder weil er die Erzählungen nicht stark genug mit soziologischen Erklärungen verbindet.

Anke Stellings *Schäfchen im Trockenen* hingegen, deren eigentlich fiktive Hauptfigur Resi aus dem »bildungsbe-flissenen, aufsteigenden Kleinbürger-tum[]«⁵⁴ stammt, das es im akademischen Künstler*innenmilieu zu verteidigen gilt, wurde von Markus Joch – im Anschluss an Blomes, Lammers und Seidels Plädoyer für einen breiten Gattungsbegriff – als Autosozio-biographie mit Einschränkung gelesen. Er begründet dies einerseits inhaltlich mit der Abstiegsangst der Protagonistin, die sich mit Bourdieus Kapitalformen gut analysieren lässt, andererseits mit einem autofiktionalen Spiel der Autorin, das er im Anschluss an Christine Magerski als Besonderheit von Stellings Auftreten im literarischen Feld nachzeichnet und als Anschluss an die Gattung Autosozio-biographie versteht.⁵⁵ Verfolgt man diese Argumentationen, bleibt relativ unklar, ob

52 Katja Oskamp, *Marzahn, mon amour*. Geschichten einer Fußpflegerin, Berlin 2019, S. 12.

53 Das legt Oskamp auch in Interviews nahe, vgl. etwa Thomas Böhm im Gespräch mit Katja Oskamp, 15.4.2021, radioeins, min 5:39 ff., https://www.youtube.com/watch?v=-a_-D1PxhWg (30.1.2025).

54 Markus Joch: Autosozio-biografie ja, Gesellschaftsroman jein. Zu Anke Stellings *Schäfchen im Trockenen*, in: »Die drei Kulturen« reloaded. Neue Perspektiven auf einen Klassiker der Literatursoziologie, hg. v. Christine Magerski und Christian Steuerwald, Wiesbaden 2024, S. 123–147, hier S. 125. Die Annahme, dass sich Klassenanstiege über Generationen auf den Habitus auswirken, teilt dieser Roman mit der Autosozio-biographie Daniela Dröschers.

55 Vgl. Markus Joch, Autosozio-biografie ja; Christine Magerski, Von der Kunst simultaner Beobachtung. Literatursoziologie zwischen zwei Kulturen, in: *Artis Observatio* 1 (2022), S. 21–48.

für die zumindest literaturwissenschaftliche Gattungsverortung der Klassenwechsel ein hinreichendes Kriterium bietet.

Vielleicht hilft ein Blick auf eine neue Textsorte, nämlich klassenbezogene Anthologien, deren »gemeinschaftsstiftende Verständigungsform«⁵⁶ wiederum an die Betroffenheitsformel der frühen Literatur von Arbeitsmigrant*innen erinnert. Die autosoziobiographischen Lebensberichte in der von Bettina Aumair und Brigitte Theißl herausgegebenen *Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt* (2020) und in dem der Sozialwissenschaftler*innen Julia Reuter, Markus Gamper, Christina Möller und Frerk Blome verantworteten *Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft* (2020) sind stark vom »Eribon-Genre« geprägt, versuchen die einzelnen Porträts doch auf wenigen Seiten den Klassenaufstieg der autobiographisch Erzählenden nachzuzeichnen.⁵⁷ Aber es geht auch anders, was das Beispiel *Klasse und Kampf* (2021) zeigt, eine von Maria Barankow und Christian Baron herausgegebene Anthologie, die von Carolin Amlinger explizit in die Tradition der Autosoziobiographie gestellt wird.⁵⁸ In ihr publizieren nunmehr bekanntere Autor*innen klassenbezogene Erzählungen und erheben in Summe weder den Anspruch, autobiographisch zu erzählen, noch ausschließlich Klassenwechsel nachzuzeichnen. Vielmehr lesen wir in den kurzen Erzähltexten von klassistischen Diskriminierungserlebnissen, struktureller Benachteiligung der »unteren« Klassen oder der Erkenntnis über die eigenen Klassenherkunft. Auch hier nutzen die meisten Autor*innen eine autodiegetische Erzählfigur, die sich unproblematisch auf die Verfasser*innen beziehen lässt. Es gibt aber auch Abweichungen von diesem Erzählmuster. Lucy Fricke berichtet in den erzählenden Passagen – Annie Ernaux in ihren späteren Texten folgend – von sich in der dritten Person, markiert das Erzählte durch eine Einführung und eingeschobene Reflexionen über dieses distanziert betrachtete »Mädchen«⁵⁹ allerdings in autodiegetischer Erzählposition als selbst Erlebtes. In Bov Bjergs Erzählung *Schinkennudeln* berichtet zwar ein autodiegetischer Erzähler, den man im Kontext des Bands vermutlich als Autor identifizieren will, aber nicht müsste. Die Perspektive bleibt zudem beim erlebenden Ich, einem Schuljungen, verortet und nutzt nicht, wie sonst üblich, retrospek-

56 Carolin Amlinger, *Literatur als Soziologie*, S. 56, Fußnote 75.

57 Dabei wird in *Klassenreise* eine hohe Authentizität gesucht, indem die zuvor erfolgten Interviews »so nahe wie möglich an der gesprochenen Sprache« bleiben. *Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt*, hg. v. Bettina Aumair und Brigitte Theißl, 3. akt. u. erw. Aufl., Wien 2023, S. 13–26, S. 24.

58 Vgl. Carolin Amlinger, *Literatur als Soziologie*, S. 56, Fußnote 75.

59 Lucy Fricke, *Fischfabrik*, in: *Klasse und Kampf*, hg. v. Maria Barankow und Christian Baron, Berlin 2021, S. 32–42, hier S. 33.

tive Einordnungen des erzählenden Ich. Der lakonische Bericht von einem Mittagessen in einem bildungsbürgerlichen Lehrer*innenhaushalt, dem das Ich beiwohnt, weil seine Mutter dort als Haushälterin tätig ist, enthüllt damit das Erkenntnispotential über Klassenunterschiede lediglich für die Leser*innen, nicht für den erwachsenen Erzähler oder gar den Erzähler respektive Autor selbst. Eine reflektierte Auseinandersetzung mit Klassenunterschieden findet sich – wie bereits bei Katja Oskamp – also nicht im Text. Und dennoch wird auch diese Erzählung von Blome, Lammers und Seidel der Gattung zugeordnet.⁶⁰ Christian Baron wiederum widmet seinen Text der Care-Arbeit seiner Tante Juli, die in *Ein Mann seiner Klasse* bereits vorkommt. Erzählt wird aus der homodiegetischen Sicht des wenig beteiligten Beobachters Christian Barons und mit starker interner Fokalisierung, die in erlebten Reden Julis ihren stärksten Ausdruck findet. Die Erzählung berichtet nicht von einem Klassenwechsel einer der beteiligten Figuren, auch nicht von den damit verbundenen psychischen Dispositionen. Im Fokus stehen vielmehr Altersarmut, unbezahlte Pflegearbeit und falsch platzierter Arbeiterstolz.⁶¹

Hier zeigt sich, dass man das autobiographische Schreiben mindestens im Sinne eines *life writing*⁶² verstehen sollte, sodass sich Texte einordnen lassen, die nur ausschnitthaft von Momenten sozialer Ungleichheit im eigenen Leben oder dem einer Figur berichten. Es bleibt die Frage, wie man mit fiktionalen Texten umgeht, die nur im Kontext der Anthologie als autofiktional gelesen werden können. Viel wichtiger hier scheint mir aber, dass die Beispiele von Oskamp, Stelling, Bjerg, Baron und letztlich auch Ohde in Zweifel ziehen, ob der von Jaquet übernommene Ansatz des *transclasse* und Eribons Verteidigung dieser Schreibposition nicht nur eine Spielart von Texten sind, die an den Erfahrungen einer Figur die ungerechten Klassenlogiken unserer Gesellschaft offenlegen. Sicherlich stehen Texte, die explizit an den neuen Klassendiskurs anschließen, autobiographische oder autodiegetische Ansätze nutzen, aber letztlich auf das Motiv des Klassenwechsels verzichten, in gewisser Spannung zur gängigen Gattungsvorstellung. Aber auch sie sind ohne den Eribon-Aufschwung nicht denkbar. Zudem sind sie ein Beleg dafür, dass sich die Ungerechtigkeiten der Gesellschaft nicht nur am Klassenaufstieg zeigen lassen.

60 Vgl. Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel: Zur Poetik und Politik der Auto-soziobiographie, S. 6, Fußnote 17.

61 Christian Baron: Fangfragen, in: Klasse und Kampf, hg. v. Maria Barankow und dems., Berlin 2021, S. 43–64.

62 Vgl. David Huddart, *Postcolonial theory and autobiography*, London, New York 2008.

Soziologischer Theorieimport

Der Einschub »socio« verbürgte für Annie Ernaux eine Erzählhaltung, die auf eine »Sicht- und Erfahrbarmachung sozialer Strukturen und Funktionsweisen [zielt, YZ], die besonders auf ästhetisch-affektiver Ebene erfolgt«. ⁶³ Hierin werden ihr einige Autor*innen folgen, die – das sollte nicht überraschen – soziologisch informiert sind. Das führt auf der anderen Seite dazu, dass Soziolog*innen, ähnlich wie Jaquet, diesen Texten ein »soziologisches Erkenntnispotential« zusprechen. ⁶⁴ Wo die Autor*innen also auf der einen Seite zuverlässig über Gesellschaftsstrukturen und soziale Ungleichheit schreiben wollen und ihre Texte auf soziologisches Wissen gründen, werden auf der Seite der Rezipient*innen Kenntnisse in diesen Bereichen auch erwartet. Ein wichtiger Referenzpunkt der französischen Vorbilder, aber auch der meisten aktuellen deutschsprachigen Autor*innen ist Pierre Bourdieu, dessen Feldtheorie und Analysen zur sozialen Reproduktion, zu den Kapitalformen und zum Habitus immer wieder explizit genannt oder angedeutet werden. Mit Eribons Texten und Jaquets Essay sind Begriffe um soziale Scham, das Imposter-Syndrom und den gespaltenen Habitus verstärkt worden. Doch wie verarbeiten die Autor*innen diese Theorien, und wie schlägt sich der zunehmende Klassendiskurs der vergangenen Jahre in den Texten nieder? Unter den Autosozio-biographien und diese Gattung imitierenden Romanen finden sich unterschiedliche Formen, soziologische Begründungszusammenhänge mit dem erzählenden Text zu verbinden. Sie treten manchmal isoliert auf, vermischen sich mitunter aber auch.

Für den gesellschaftsanalytischen Erzählmodus bieten sich narrative Formen an, die retrospektiv das Erlebte einordnen. Hier verknüpfen sich Rückkehrmotiv und intendierte soziologische Einordnung. ⁶⁵ Die Erzähler*innen markieren dann ihre Einsichten in erläuternden Sätzen, oft mit generischem Duktus. Eine Passage, in der er von unterschiedlichen Situationen berichtet, in denen die fehlenden finanziellen Mittel ihn als Kind ausgrenzten, leitet Olivier David in *Keine Aufstiegs-geschichte* etwa so ein: »Kein Geld zu haben, bedeutet für mich, konkrete Situationen aushalten zu müssen, die in der Lebensrealität anderer Kinder keine Rolle spielen«, ⁶⁶ um dann über eine halbe Seite von der

63 Hechler, Zwischen Autobiographie und Autosozioanalyse, S. 18.

64 Vgl. hier Carolin Amlinger, Literatur als Soziologie, S. 44.

65 Dass für eine »erzählerische[] Selbst- und Gesellschaftsanalyse« kein »erfolgreiche[r] Klassenwechsel« notwendig ist, wird aus Böttchers Analyse zu Ohdes *Streulicht* deutlich, vgl. Philipp Böttcher, Ewig Peripherie, S. 484, 486.

66 Olivier David, Keine Aufstiegs-geschichte. Warum Armut psychisch krank macht, Hamburg 2022, S. 44.

beschämenden Situation einer Klassenfahrt zu erzählen. Es folgen weitere singulative Erzählungen, die mehrfach von offenen Fragen (»Was genau ist Armut?, kann man sich an dieser Stelle fragen«)⁶⁷ und generischen Aussagen (»Menschen, die in Armut leben, werden nie wissen, welche Entscheidungen sie getroffen hätten, hätten sie eine wirkliche Wahl gehabt [...]«⁶⁸ oder »Aus einer armen Familie zu kommen, bedeutet auch, dass Kochen nichts ist, was Spaß macht und wofür man sich Zeit nimmt.«)⁶⁹ unterbrochen werden. David nimmt hier keinen direkten Bezug zur Ungleichheits- und Armutsforschung, die Beispiele schließen aber sichtbar daran an. Andere Autor*innen, in Anlehnung an Eribon etwa Daniela Dröschner und Marlen Hobrack, machen dies expliziter, indem sie die Namen von Autor*innen oder Wissenschaftler*innen nennen und Hinweise auf Buchtitel geben, die sie entweder im Text oder als Fuß- beziehungsweise Endnoten angeben. Mitunter findet man in den fiktionalisierteren Texten auch unmarkierte intertextuelle Anspielungen oder Zitate. Wenn der Ich-Erzähler in Bov Bjerg *Serpentinen* ein Buch mit den Worten zusammenfasst: »Arbeiterjunge schafft es auf die Uni. Gehört nicht mehr dahin, wo er herkommt. Gehört nicht dahin, wo er jetzt ist«,⁷⁰ ist darin eindeutig Eribons *Rückkehr nach Reims* und der darin explizierte gespaltene Habitus benannt. Als er den Klassenaufstieg seiner Tante Ella durch Heirat beschreibt, nutzt der Erzähler von Barons *Ein Mann seiner Klasse* nur beiläufig Bourdieus Begriff des »legitimen Geschmacks«⁷¹ und eröffnet damit einen umfassenden soziologischen Wissenshorizont. In Deniz Ohdes *Streulicht* reicht der Hinweis: »Ich fühlte mich als Hochstaplerin«,⁷² um soziologisch Eingeweihten die Funktionen des Imposter-Syndroms in Erinnerung zu rufen. All diese Verweise markieren ihre Zugehörigkeit zum »Eribon-Genre« im Sinne einer »soziologisierte[n] Literatur«⁷³ und zugleich zu einem soziologischen Diskursraum über die strukturelle Diskriminierung der »unteren« Klassen.

Unter welchen soziologischen Vorzeichen die Texte gelesen werden sollen, wird letztlich auch außerhalb des Primärtexts vermittelt. So dienen den Antho-

67 Olivier David, *Keine Aufstiegsgeschichte*, S. 45.

68 Ebd., S. 45.

69 Ebd., S. 47.

70 Bov Bjerg, *Serpentinen*, Berlin 2020, S. 100; vgl. hierzu Christina Ernst: »Arbeiterkinderliteratur« nach Eribon, S. 77.

71 »In ihrer neuen sozialen Klasse fiel sie nicht auf, sie hatte sich den legitimen Geschmack perfekt angeeignet, sodass sie sich in der Welt des Geistes und des alten Geldes so natürlich bewegen konnte wie ein Fisch im Wasser.« Christian Baron, *Ein Mann seiner Klasse*, Berlin 2020, S. 233.

72 Deniz Ohde, *Streulicht*, S. 261.

73 Heribert Tommek, *Rückkehr zur Klasse*, S. 114.

logien meist die Vorwörter der Herausgeber*innen, die nachfolgenden Texte richtig einzuordnen. In *Klasse und Kampf* etwa versuchen die Herausgeber*innen mit soziologischen Erklärungen, dem unmarkierten intertextuellen Aufgreifen von Schlagwörtern Bourdieus⁷⁴ oder der Nennung weiterer Theoriebezüge wie Bell Hooks *Class matters* (2000), Oliver Nachtweys *Die Abstiegs-gesellschaft* (2016) oder Andreas Reckwitz' *Die Gesellschaft der Singularitäten* (2017) den nachfolgenden Erzählungen eine theoretische Rahmung zu geben. Interessant wäre hier zu analysieren, ob Rezipient*innen durch die Kontextualisierung des Vorworts Bjergs *Schinkennudeln* anders wahrnehmen als bei seiner Erstpublikation in *Die Modernisierung meiner Mutter* 2016 oder als er ihn um die Jahrtausendwende bereits auf Lesebühnen präsentierte.⁷⁵

Auch Verlagsseiten stellen einen wichtigen soziologischen Referenzrahmen für die Einordnung der Bücher dar. Über Eva Müllers Graphic Novel *Scheiblettenkind* (2022) erfahren wir auf der Website des Suhrkamp Verlags:

»Scheiblettenkind«, »Schmuddelkuh«, »Assitussi« – das sind nur einige der Schimpfwörter, die sich Eva Müllers Protagonistin immer wieder in ihrer Jugend von Gleichaltrigen anhören musste. Schimpfwörter, mit denen sie, die nicht aus privilegierten Verhältnissen stammt, ausgegrenzt wurde und die sie auf ihren Platz verweisen sollten.

In dieser autofiktionalen Graphic Novel erzählt sie ihre Geschichte und die Geschichte ihrer Familie. Sie erzählt in klaren, kraftvollen, eindrücklichen Bildern von erstaunlich ästhetischer Vielfalt über die bäuerliche Herkunft der Großeltern, vom westlichen Arbeitermilieu der Eltern, über das Aufwachsen in Unbildung und Armut, über soziale Scham, den Gestank von Frittierfett, über ihre Billigklamotten mit albernem Aufnähen, ihre Entfremdung von ihren Ursprüngen und schließlich ihre Emanzipation als Künst-

74 »Bei allen feinen Unterschieden gibt es also nach wie vor den Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, mit sich einander unversöhnlich gegenüberstehenden Interessen. Wer Eigentum an Kapital hat, macht nur deshalb Profit, weil er oder sie andere Menschen dazu zwingen kann, für sich zu arbeiten. Das führt immer wieder zu Konflikten mit ungleichen Verhandlungspositionen. Weil dieser Zustand historisch gewachsen und strukturell ist, sind Klassenunterschiede auch Herrschaftsverhältnisse, die sich reproduzieren.« Maria Barankow und Christian Baron, Einleitung, in: *Klasse und Kampf*, hg. v. dens., Berlin 2021, S. 7–12, hier S. 8.

75 Bov Bjerg, *Schinkennudeln*, in: *Die Modernisierung meiner Mutter*, hg. v. dens., Berlin 2016, S. 9–21. Den Hinweis zu den Lesebühnen gibt Bjerg in einem Interview beim Jacobin am 4. 10. 2022, <https://jacobin.de/artikel/bov-bjerg-die-perspektive-von-unten-ist-einfach-die-interessantere-interview-auerhaus-serpentina-eribon> (30. 1. 2025).

lerin – und mit dabei ist immer die Schlange Selbstzweifel, die unabhängig von ihrem Erfolg bis heute nicht von ihrer Seite weichen will.⁷⁶

Mit der bürgerlichen Herkunft, dem Arbeitermilieu, der Scham und der »Schlange Selbstzweifel«, die wiederum das Imposter-Syndrom verkörpert, fallen hier entscheidende Schlüsselbegriffe. Zu Deniz Ohdes Roman schreibt der gleiche Verlag, wiederum Bourdieu unmarkiert zitierend: »Wahrhaftig und einfühlsam erkundet Deniz Ohde in ihrem Debütroman die feinen Unterschiede in unserer Gesellschaft.«⁷⁷ Nicht zuletzt dienen Autor*innen-Interviews dazu, explizite soziologische Deutungen zu ihren Texten auszulagern. Christian Baron ist dafür ein gutes Beispiel, der immer wieder die aus der Kindheitsperspektive erzählten Passagen im Gespräch soziologisch erklärt.⁷⁸ Während solche Interviews oder Diskussionen üblicherweise dazu dienen, den besprochenen Text besser zu verstehen oder Einzelheiten über den*die Autor*in zu erfahren, wird von autosoziobiographischen Texten erwartet, sich selbst in einen größeren soziologischen Kontext einzubinden. Gespräche mit dem*der Autor*in sind infolgedessen darauf ausgelegt, diese Zusammenhänge zu erläutern, und nehmen fast naturgemäß eine direkte Verbindung von Text, Privatperson, theoretischem Rahmen und realer Sozialpolitik an.

Begriffsabgrenzungen

Die nachträglich gefundene Beschreibung Autosoziobiographie hatte für Ernaux die Funktion, sich von einer autobiographischen Rezeptionshaltung abzugrenzen, ihre Texte für eine soziologische Lesart zu öffnen. Bereits in der Geschichte der Begriffsübernahme durch Jaquet und Spoerhase hatte sich die Vorstellung einer Kombination aus autobiographischem Schreiben, Narrativ des Klassenaufstiegs und Anbindung an Sozialtheorien durchgesetzt. Das gelang auch deshalb, weil Eribon inzwischen einen Text vorgelegt hatte, der diesem

76 <https://www.suhrkamp.de/buch/eva-mueller-scheiblettenkind-t-9783518472873> (30.1.2025).

77 <https://www.suhrkamp.de/buch/deniz-ohde-streulich-t-9783518429631> (30.1.2025).

78 So schreibt Baron etwa erklärend über die erzählte Gewalt seines Vaters: »Die Gewaltausbrüche meines Vaters erkläre ich mir heute zum großen Teil aus dieser Erfahrung: Er war das, was man heute »Working Poor« nennt, er konnte also von seiner Hände Arbeit nicht leben.« Christian Baron im Gespräch mit Sandra Abbate, 14.11.2020, Novelerio, <https://novelerio.de/interview-christian-baron-ein-mann-seiner-klasse/> (30.1.2025).

Zusammenspiel sogar noch besser entsprach als die Texte Ernaux'.⁷⁹ Als Reaktion auf zahlreiche Neuerscheinungen auf dem deutschsprachigen Literaturmarkt, die an Eribon und mit ihm an Ernaux und Louis anknüpften, lockerten die Herausgeber*innen und Autor*innen des Sammelbands *Autosozio-biographie. Poetik und Politik* die autobiographische Gebundenheit der Texte, behielten im Grundsatz aber das Sujet des Klassenwechsels und die Theorieverbundenheit der Texte bei. Aktuell werden folglich fiktionale Texte wie Bov Bjergs *Serpentinen*, die von einem Klassenwechsel berichten, als Autosozio-biographie gelesen. Zugleich wird ein autofiktionaler Roman wie Katja Oskamps *Marzahn, mon amour*, der den sozialen ›Abstieg‹ einer Schriftstellerin zur Fußpflegerin als Befreiungsschlag umdeutet und nebenbei Sozialstudien über Menschen im Plattenbau liefert, aus dem Gattungsspektrum ausgeschlossen. Und während ihr Text vielleicht übersehen wird, weil er die soziologischen Deutungen zu sehr den Leser*innen überlässt, wird Bjergs *Schinkennudeln* wiederum autosozio-biographisch gelesen, der dies ebenso wenig tut, aber in einem Band erscheint, der andere autosozio-biographische Texte enthält. Dieser unzufriedenstellenden Situation gilt es eine Begriffsklärung entgegenzusetzen.

Festzuhalten ist, dass keines der genannten Gattungsmerkmale für alle behandelten Texte hinreichend ist. Will man den Begriff Autosozio-biographie erhalten und einer zunehmenden Verwässerung vorbeugen,⁸⁰ muss er auf Texte mit autobiographischer oder eindeutiger autofiktionaler Gebundenheit beschränkt werden, in denen die Autor*innen Erzählungen aus ihrem Leben mit einer generalisierenden Intention verknüpfen und damit soziologisierte Literatur sind. Die Gattung dagegen auf Klassenwechsler*innen, sogenannte Bildungsaufsteiger*innen, zu reduzieren, ist eine unnötige und potenziell diskriminierende Verengung, die sich weder durch Jaquets Interessen am *transclasse* noch durch Eribons unbelegten erkenntnislogischen Kniff begründen lässt. Obwohl mit der Publikation erfolgreicher Texte häufig ein Klassenwechsel einher-

79. Erinnt sei hier an Ernaux' *L'événement* (2000), das auch zu den mit Jeannet besprochenen *récits autobiographiques* zählt, aber keinen Klassenwechsel thematisiert.

80. Man hätte sich vermutlich zu einem früheren Zeitpunkt problemlos auch auf den Begriff Autosozioanalyse einigen können. Fruchtbar sind zudem die Ansätze von Prinz und Ernst, die Vergleiche der Autosozio-biographie zur Autotheorie suchen und damit Texte miteinander verbinden, die autobiographische respektive autofiktionale Schreibweisen mit Ungleichheitsforschung verknüpfen, egal ob es sich um *race*, *gender*, *class* oder andere Dimensionen handelt. Vgl. David Prinz, Ein epistemologischer Selbstversuch, S. 49 f.; Christina Ernst, *Transclasse* und *transgenre*. Autosozio-biographische Schreibweisen bei Paul B. Preciado und Jayrôme C. Robinet, in: Autosozio-biographie. Poetik und Politik, hg. v. Eva Blome, Philipp Lammers und Sarah Seidel, Berlin, Heidelberg 2022, S. 257–273.

geht, dürfen Texte von Autor*innen, die einen solchen Prozess nicht durchlaufen haben und von einer Klasse berichten, der sie selbst noch angehören, nicht von der Gattung Autosoziobiographie ausgeschlossen werden. Ähnliches gilt für die Einbindung sozialwissenschaftlicher Theorien: Zwar durchzieht sie das autosoziobiographische Genre so auffällig, dass sie als wichtiges Merkmal bezeichnet werden muss, doch wäre es nicht zielführend, den sozialtheoretischen Import notwendigerweise *im* Text zu suchen. Sie können ebenso in Epitexte ausgelagert sein. Fiktionale Texte sollte man hingegen in ihrer transtextuellen Beziehung zur eigentlichen Gattung Autosoziobiographie beschreiben. Behandeln die Texte einen Bildungsaufstieg, können sie je nach Spielart als genrekritischer Bildungsroman oder Aufstiegsliteratur beschrieben werden. Ein umfassenderer Begriff, der auch Texte einschließt, die nicht von einem erfolgreichen Klassenwechsel erzählen, aber Diskriminierungserlebnisse, Konfliktfelder und Nöte der ›unteren‹ Klassen zum zentralen Thema machen, ist Klassenliteratur.